

EDITORIAL

Jüdinnen und Juden haben im Laufe der Jahrhunderte wesentlich dazu beigetragen, dieses Land aufzubauen und zum Blühen zu bringen. Sie leben so lange in dem Gebiet, das heute Deutschland heißt, wie Christen. Gleichwohl durchziehen Ausgrenzung und Pogrome die deutsch-jüdische Geschichte. Auch die Kirchen sind mitverantwortlich dafür.

Den Juden wurden in der Shoa schrecklichste Gewalt und schlimmstes Unrecht angetan. Sie wurden beraubt, rechtlos gemacht, vertrieben, entwürdigt, ermordet. In deutschem Namen wurden während der Nazi-Diktatur in Europa mehr als sechs Millionen Jüdinnen und Juden getötet. Den größten Völkermord in der Geschichte hat Deutschland zu verantworten. Er wird für immer im Menschheitsgedächtnis bleiben.

Immer noch und immer wieder flammt Antisemitismus in unserem Land und in Europa auf. Er hat in den vergangenen Jahren sogar noch zugenommen. Weitere traurige Höhepunkte waren die Ausschreitungen vor etlichen Synagogen in Deutschland während der jüngsten Kämpfe zwischen Israelis und Palästinensern im Mai 2021. Jedweder Antisemitismus muss strafrechtlich verfolgt, das Strafrecht konsequent angewandt werden.

Zum ersten Mal seit der Shoa und in der Geschichte der Bundesrepublik begeht unser Land nun ein Festjahr, an dem sich jüdische und nichtjüdische Verbände und Vereine in vielfältiger, überzeugender und auch berührender Weise beteiligen. 2021 setzt als Festjahr ein Zeichen der Solidarität mit Jüdinnen und Juden als Teil der deutschen Gesellschaft. Ziel ist es, sich mit der Geschichte auseinanderzusetzen, aber auch das lebendige, zeitgenössische jüdische Leben in seiner Breite und Tiefe vorzustellen und Begegnungen zwischen Menschen zu ermöglichen. Die deutschen Verfassungsorgane, die Bundesländer, wirtschaftliche, wissenschaftliche, kulturelle, religiöse und

gesellschaftliche Verbände einschließlich des Zentralrates der Juden unterstützen dieses für unser Zusammenleben so wichtige Ereignis. Es wird nicht nur im Inland, sondern auch in Europa, in Israel, den USA und in vielen anderen Ländern mit großer Aufmerksamkeit und auch mit Respekt wahrgenommen.

In diesem Kontext legen wir Ihnen das Herder-Thema-Heft „Auf Zukunft hin. 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ vor. Alle Beiträge stehen in der Verantwortung der jeweiligen Autoren. Es sind spannende und aufrüttelnde Perspektiven auf das jüdische Leben in Deutschland und Europa – in seiner Vielfalt, im Dialog mit Christentum und Islam, in politischer und kultureller Hinsicht. Manche Autoren haben auch kritische Fragen an das heutige Deutschland und seine Bewohner. Andere stellen Überlegungen an, wie die Erinnerung an die Opfer der NS-Verbrechen künftig aussehen könnte. In sehr persönlichen Beiträgen berichten Nachkommen von Holocaust-Überlebenden über ihre ungewöhnlichen Wege, die sie ausgerechnet auch in Deutschland ihre Koffer auspacken ließen – die Erinnerung und auch den Schmerz im Gepäck. Dem Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk danken wir für die Einzelzitate, die sich im Heft verstreut finden.

Verein, Verlag und Redaktionskreis danken der Deutschen Bischofskonferenz, dem Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (DKR) und dem Bundesministerium des Innern für die finanzielle Unterstützung des Heftes, das einen wichtigen Beitrag zum deutsch-jüdischen Jahr 2021 liefert.

Für den Verein „321–2021: 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“

*Joachim Gerhardt,
Ruth Schulhof-Walter,
Matthias Schreiber*

INHALT

Herder Thema



Zu den Bildern

Die Abbildungen in diesem Heft sind die zehn prämierten Bilder des Fotowettbewerbs der Initiative kulturelle Integration zum Thema jüdischer Alltag in Deutschland. Olaf Zimmermann stellt sie vor.

64

EDITORIAL

1

INHALTSVERZEICHNIS

2

GRUNDLAGEN

- Fragil und kraftvoll zugleich. Judentum in Deutschland vor und nach dem Nationalsozialismus **Josef Schuster** 4
- Jubiläum der wechselhaften Gefühle. Das aschkenasische Judentum **Julian-Chaim Soussan** 6
- Erneuerung hat Tradition. 250 Jahre liberales Judentum in Deutschland **Walter Homolka** 9
- Fragebogen: „Tacheles reden ist ein Eckpfeiler der lebendigen Demokratie“ **Armin Laschet** 12

DAS FESTJAHR

- Das Festjahr. Aus dem Maschinenraum **Joachim Gerhardt** 14
- Seien Sie ein Mentsh! Das Programm des Festjahres **Regina Pläßwilm** 16
- Das Wilhelm-Krützfeld-Projekt. Die Berliner Polizei im Nationalsozialismus **Frank Peter Bitter** 19
- Fragebogen: „Toleranz vorleben“ **Winfried Kretschmann** 20

INTERNATIONALE PERSPEKTIVEN

- Ein fruchtbares Wachstum. Österreichische Perspektive auf das Festjahr **Danielle Spera** 22
- Trotz allem: Ja! Eine Sicht aus niederländischer Perspektive **Edward van Voolen** 23
- Am Wannsee über die Zukunft jüdischen Lebens diskutieren. Aus der Sicht eines östlichen Nachbarn **David Maxa** 27
- Geschichte einer unerwiderten Liebe? Ein Blick aus Israel auf Deutschland und das Festjahr **Anna Azari** 29
- Fragebogen: „Das gemeinsame Erbe zum Leuchten bringen“ **Malu Dreyer** 32



Walter Homolka
„Die entscheidende Frage: Wie der Tradition treu bleiben und doch offen sein für die Moderne?“



Edward van Voolen
„Was hat mich bewegt? Mein Wunsch, das fortzusetzen, was unterbrochen wurde.“



Malu Dreyer
„Ich wünsche mir, dass junge Juden und Jüdinnen ihre Zukunft in unserem Land sehen.“

AUF ZUKUNFT HIN 1700 JAHRE JÜDISCHES LEBEN IN DEUTSCHLAND

POLITIK

- Einfach nur Mensch sein. Dokumentation einer Rede zum Holocaust-Gedenktage Marina Weisband 33
- Spiel mit der Zweideutigkeit. Von der Verpflichtung der Demokratie zur Eindeutigkeit Matthias Schreiber 35
- Europäisches Holocaust-Museum. Zukunft der Erinnerungskultur Jürgen Rüttgers 38
- Einladung zum Dialog. Was Martin Buber mit dem Festjahr #2021JLID zu tun hat Sylvia Löhrmann 41
- Ohne Juden in Europa kein Europa. Ein Blick aus Brüssel Katharina von Schnurbein 43
- „Intensiv ja, aber nicht normal“. Die Beziehung zwischen Deutschland und Israel Alexander Graf Lambsdorff 47
- Fragebogen: „Keinen Tinnel reden“ Bodo Ramelow 49

INTERRELIGIÖSER DIALOG

- Hat der christlich-jüdische Dialog eine Zukunft? Der Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Margaretha Hackermeier 50
- Brücken bauen nach der Shoa. Jüdisch-christliche Begegnung im protestantischen Bereich Friedhelm Pieper 52
- Der „Freiburger Rundbrief“. Katholische Pioniere im christlich-jüdischen Dialog Elias H. Füllenbach 54
- Theologischer Diskurs zwischen Juden und Christen. Der Gesprächskreis „Juden und Christen“ beim ZdK Henry G. Brandt, Andreas Nachama, Hanspeter Heinz und Dagmar Mensink 57
- Die Einheit des Monotheismus. Islam und Judentum im Dialog Mouhanad Khorchide 59
- Fragebogen: „Unser Schutzversprechen gilt heute und in Zukunft“ Markus Söder 62

BÜCHER

63



Sylvia Löhrmann
„Und wer zusammen nachdenkt und feiert, kommt automatisch miteinander ins Gespräch.“



Katharina von Schnurbein
„Mit dem Tod kann man umgehen, wenn die Wertschätzung des Lebens zentrale Bedeutung hat.“



Elias H. Füllenbach
„Der Erfolg von ‚Nostra aetate‘ war auch der von engagierten Katholikinnen und Katholiken.“

IMPRESSUM

Herder Thema

Auf Zukunft hin. 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland
August 2021

Herausgeber:

321–2021: 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland e.V.

Kooperationspartner:

Deutscher Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (DKR)

Deutsche Bischofskonferenz

Redaktion:

Leticia Witte, Redakteurin
Katholische Nachrichten-Agentur (KNA)

Projektsteuerung:

Dr. Stefan Orth

Verlag und Anzeigen:

Verlag Herder GmbH
Hermann-Herder-Straße 4
79104 Freiburg i. Br.

Anzeigenleitung:

Bettina Haller (Verantw.)
Tel.: (0761) 2717-456; Fax.: -426

E-Mail: anzeigen@herder.de
Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 52 vom 1.1.2021

„Herder Thema“ ist eine Sonderedition-Reihe zu ausgewählten Themen.

Druck:

RCDRUCK GmbH & Co.
KG, Albstadt-Tailfingen,
Gedruckt auf chlorfrei
gebleichtem Papier

Preis: 14,- €

ISBN: Print 978-3-451-02749-9;
E-Book (PDF) 978-3-451-82445-6

Bildnachweise:

Coverbild: Auf dem Weg zur Schule; Foto: Evgenia Lisowski (Zweiter Preis)
Für alle Bilder des Fotowettbewerbs: Initiative kulturelle Integration, Berlin

2021 JÜDISCHES
LEBEN IN
DEUTSCHLAND

Gefördert durch:



Bundesministerium
des Innern, für Bau
und Heimat

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Judentum in Deutschland vor und nach dem Nationalsozialismus

Fragil und kraftvoll zugleich

Lange spielte Deutschland eine wichtige Rolle für die Entwicklung des Judentums weltweit. Bedeutende Persönlichkeiten schufen das liberale Judentum und die moderne Orthodoxie. Nach dem systematischen Mord an den europäischen Juden sahen die Gemeinden hierzulande anders aus. Mittlerweile gibt es ein neues Selbstbewusstsein. **VON JOSEF SCHUSTER**

Im Centrum Judaicum in Berlin läuft derzeit eine beeindruckende Ausstellung des amerikanisch-jüdischen Fotografen *Robert Capa*. Es sind bewegende Bilder aus Berlin im Jahr 1945. Robert Capa hat nicht nur den Alltag in der zerstörten Stadt abgebildet, sondern im September 1945 einen ganz besonderen Moment festgehalten: den ersten Rosch-Haschana-Gottesdienst nach dem Krieg, nach der Shoa. Die Menschen, die sich damals in der weitgehend unbeschädigten Synagoge am Landwehrkanal (heute Synagoge am Fraenkelufer) einfanden, wirken auf den Fotos sehr ernst. Es sind schmale Gesichter unter viel zu großen Hüten. Die meisten Männer sehen alt aus. Eine Frau weint. Kinder sind so gut wie nicht zu sehen. Für das „Life“-Magazin beschrieb Capa damals seine Eindrücke von der jüdischen Gemeinde: „Es gibt nicht viel, worauf sich die Berliner Juden im neuen Jahr freuen können; sie ergeben sich in ihr Schicksal, die letzten Überlebenden ohne Zukunft zu sein.“

1945 waren die Schrecken der Shoa für die Überlebenden so allgegenwärtig, dass die Diagnose von Robert Capa zutraf. Die traumatisierten Menschen sahen viel älter aus, als sie waren. Nur sehr wenige Kinder hatten überlebt. Das erzählen die Fotos. Das war die jüdische Realität 1945.

Wenn wir in diesem Jahr mit einer Fülle von Veranstaltungen 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland würdigen, dann dürfen wir nicht vergessen, wie die Ausgangslage aussah, aus der sich die heutigen jüdischen Gemeinden entwickelt haben. Eine Zukunft sahen Juden im Land der Täter nicht. Es war auch vielfach nicht ihre Heimat, in die sie zurückgekehrt waren. Die Mehrzahl stammte aus Osteuropa. Sie waren nur in Deutschland gestrandet. Die meisten dieser entwurzelten „Displaced Persons“ wollten Deutschland Richtung Palästina oder Amerika verlassen.

Nicht zufällig wurde ein Zitat von *Leo Baeck* berühmt. Der renommierte deutsche Rabbiner, der das KZ Theresienstadt überlebt hatte und nach dem Krieg in England lebte, beschrieb die Lage der Juden in Deutschland drastischer als Capa: „Für uns



Dr. Josef Schuster, geboren 1954 in Haifa, ist seit 2014 Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland. Aufgewachsen in Würzburg studierte er dort Medizin und führte bis 2020 eine internistische Praxis. Josef Schuster ist zugleich Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde Würzburg und Unterfranken sowie Präsident des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern.

Juden in Deutschland ist eine Geschichte Epoche zu Ende gegangen. (...) Unser Glaube war es, dass deutscher und jüdischer Geist auf deutschem Boden sich treffen und durch ihre Vermählung zum Segen werden könnten. Dies war eine Illusion – die Epoche der Juden in Deutschland ist ein für alle Mal vorbei.“

Auch der Zentralrat der Juden in Deutschland gründete sich 1950 nicht vorrangig mit dem Ziel, jüdisches Gemeindeleben wiederaufzubauen, sondern Juden sozial und bei ihrer Ausreise zu unterstützen. Dass sich dennoch in größeren Städten rasch wieder jüdische Gemeinden gründeten und der Bau neuer Synagogen in Angriff genommen wurde, lag an einer Mischung aus Pragmatismus und dem Wunsch, wieder Boden unter den Füßen zu gewinnen. Doch noch in den Sechzigerjahren herrschte – so schreibt es der Historiker *Michael Brenner* – „das Gefühl einer temporären Existenz vor“.

Wenn heutzutage eine Umfrage gemacht würde, wieso es nach dem Holocaust überhaupt wieder jüdisches Leben in Deutschland gibt und wie es dazu kam, würden die Ergebnisse wahrscheinlich ein großes Unwissen zutage fördern. Den meisten nichtjüdischen Bürgern sind zwar die Ereignisse

zwischen 1933 und 1945 im Groben bekannt – vertieftes Wissen fehlt in einem erschreckenden Ausmaß –, doch mit der deutsch-jüdischen Geschichte vor dem Nationalsozialismus und seit 1945 haben sich die wenigsten beschäftigt.

Ehemals führende Rolle

Dabei hat Deutschland für die Entwicklung des Judentums weltweit lange eine sehr wichtige, wenn nicht sogar führende Rolle gespielt. Neben großen jüdischen Denkern im Mittelalter sind es vor allem die Reformer des 19. Jahrhunderts, deren Ideen bis heute im Judentum fortwirken.

Doch Namen wie *Israel Jacobson* aus dem niedersächsischen Städtchen Seesen – im Grunde der erste liberale Rabbiner – oder *Abraham Geiger*, *Samson Raphael Hirsch*, *Seligmann Baer Bamberger* sind heute fast ebenso vergessen wie *Esriel Hildesheimer*.

Während Rabbiner Hildesheimer auf orthodoxer Seite die Rabbinerausbildung auf ein wissenschaftliches Niveau hob, waren es die anderen genannten Personen, die das liberale Judentum und die moderne Orthodoxie schufen. Unabhängig davon, wie man diese Reformen beurteilt, stießen diese Intellektuellen wichtige Debatten an, die eine Religionsgemeinschaft braucht, um lebendig zu bleiben und sich weiterzuentwickeln.

Die jüdischen Gemeinden, die sich nach der Shoa bildeten, hatten und haben bis heute hingegen meistens einen ganz anderen Charakter. Geprägt wurden sie von Juden, die in Osteuropa ihre Heimat gehabt hatten. Dadurch wurde das traditionelle Judentum die vorherrschende Richtung in Deutschland. Zudem waren die Gemeinden so klein, dass sie es sich selbst in größeren Städten nicht leisten konnten, sich nach religiösen Richtungen aufzuteilen. So entstanden Einheitsgemeinden, in denen die liberale Richtung meistens von weniger Mitgliedern vertreten war.

Das hat sich erst in den vergangenen 30 Jahren geändert. Und so ist das jüdische Leben, wie es heute in Deutschland anzutreffen ist, verglichen mit den 1700 Jahren eine sehr junge Entwicklung. Durch die Zuwanderung von rund 200.000 sogenannten jüdischen Kontingentflüchtlingen entstand in Deutschland wieder ein vielfältiges jüdisches Leben, das sich innerhalb und außerhalb der Gemeinden abspielt. Neben den Einheitsgemeinden gründeten sich auch liberale und konservative Gemeinden. Mit der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg und drei Rabbinerseminaren – dem Abraham Geiger Kolleg und dem Zacharias Frankel College in Potsdam sowie dem Hildesheimer Rabbinerseminar in Berlin – verfügen wir zudem wieder über Ausbildungsstätten auf hohem Niveau.

Es wäre jedoch Augenwischerei, so zu tun, als gäbe es in Deutschland ein jüdisches Leben wie vor der Shoa. Allein am Beispiel Berlins zeigt sich der immense

Unterschied: Vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten lebten rund 170.000 Juden in der Hauptstadt. Heute hat die Gemeinde etwa 8700 Mitglieder. Hinzu kommen Juden, die nicht Mitglied der Gemeinde sind, sowie Israelis, die vorübergehend in Deutschland leben. Dennoch dürfte die Gesamtzahl vermutlich 15.000 nicht überschreiten. Von den mehr als 100 Synagogen vor dem Krieg ist gerade einmal ein Dutzend übriggeblieben.

Trotz der überschaubaren Größe, die heute die jüdischen Gemeinden haben, ist die Infrastruktur, die für ein religiöses und kulturelles jüdisches Leben wichtig ist, in vielen Städten vorhanden. Die Gemeinden haben häufig eigene Kindergärten, einige auch Grundschulen. In Berlin, Hamburg, München, Düsseldorf und Frankfurt gibt es jüdische Gymnasien. Zudem bieten die Gemeinden in ihren Jugendzentren viele Aktivitäten für Jugendliche an. Es gibt Programme für Familien und für Senioren, die zum Teil in jüdischen Elternheimen leben. Neben Synagogen und Gemeindezentren gehören zu den Gemeinden auch Friedhöfe und häufig Mikwen, Ritualbäder.

Vor allem aber ist ein neues Selbstbewusstsein gewachsen. Kinder und Enkel der Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion betrachten Deutschland ebenso selbstverständlich als ihr Zuhause wie die Nachkommen jener Familien, die schon länger oder seit Generationen hier leben. Daher haben sie auch den Wunsch, sich in die Gesellschaft einzubringen. Sie sehen sich mittendrin, nicht irgendwo am Rand. Sichtbarer Ausdruck dieses kraftvollen Selbstbewusstseins ist zum einen die neue Jüdische Akademie, für die in diesem Jahr in Frankfurt der erste Spatenstich geplant ist. Zum anderen spiegelt die Einführung von Militärrabbinern bei der Bundeswehr das neue Selbstverständnis wider. So kraftvoll das jüdische Leben in Deutschland ist, so fragil ist es zugleich. Das liegt nicht nur an Bedrohungen von

außen. Wir haben auch in der Gemeinschaft selbst einen fragilen Zustand erreicht. Denn seitdem die Zuwanderung fast zum Erliegen gekommen ist – die Menschen, die einen Auswanderungswunsch hatten, haben ihn inzwischen in der Regel in die Tat umgesetzt oder scheitern an den erhöhten Hürden –, geht die Zahl unserer Gemeindemitglieder zurück. Das liegt vor allem an der ungünstigen Altersstruktur. Das ist ähnlich wie in den Kirchen.

Angebote für Familien

Um die Zukunft auch kleinerer Gemeinden zu sichern, unterstützt der Zentralrat der Juden seit einigen Jahren die Gemeinden intensiv darin, neue Mitglieder zu gewinnen. Gerade Angebote für Familien mit kleinen Kindern spielen dabei eine wichtige Rolle. Denn es gilt, Menschen zu halten, die in der Rush-Hour des Lebens mit Berufseinstieg und Familiengründung für das Gemeindeleben weniger Zeit haben. Häufig gehen sie als Mitglieder auch aus dem Grund verloren, weil sie es nach einem Umzug versäumen, sich und ihre Familie in der neuen Gemeinde anzumelden. Von diesem Jahr an stellt der Zentralrat Coaches zur Verfügung, die vor Ort die Gemeinden unter anderem darin unterstützen, attraktiver zu werden.

Während wir jedoch zuversichtlich sind, unsere Gemeinden zukunftsfest machen zu können, stimmt die allgemeine Lage angesichts des wachsenden Antisemitismus mitunter skeptisch. Wie fragil das jüdische Leben ist, hat der Anschlag auf die Synagoge in Halle an Jom Kippur 2019 sicherlich am eindrucklichsten vor Augen geführt. Hätte der Täter stärkere Waffen gehabt und hätte die Eingangstür nicht gehalten, wäre es zu einem furchtbaren Blutbad gekommen. Doch auch wenn das wie durch ein Wunder verhindert wurde, mussten zwei Menschen bei dem Anschlag ihr Leben lassen.

Neben der Bedrohung durch Rechtsextremisten dürfen wir auch den isla-

Das Festjahr ist wichtig. Ich hoffe, dass unsere Geschichten, Sorgen und For-
derungen auch 2022 so viel Aufmerksamkeit erfahren. Sarah, Berlin

mistischen Terrorismus nicht vergessen. Beides stellt eine massive Bedrohung des jüdischen Lebens dar. Viele Juden erleben zudem im Alltag Antisemitismus – in öffentlichen Verkehrsmitteln, auf der Straße, in der Schule. Vor allem im Netz, in den sozialen Medien, ist der Hass auf Juden weit verbreitet. In der Corona-Krise hat er in Form von Verschwörungsmythen einen neuen Höhepunkt erreicht.

Dies führt in den Gemeinden zu einer ambivalenten Stimmung: Einerseits sind viele Gemeindemitglieder noch einmal vorsichtiger geworden und vermeiden es, in der Öffentlichkeit als Jude erkennbar zu sein. Andererseits fühlen sich die meisten in Deutschland dennoch vergleichsweise sicher und hegen keinerlei Gedanken, das Land zu verlassen.

Das Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ sollte daher vor allem in der nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft der Selbstvergewisserung dienen: Wie steht es um unser Zusammenleben? Interessiert es mich, wie Minderheiten, wie Juden in unserem Land leben? Trage ich selbst dazu bei, Toleranz und Respekt zu stärken?

Mit dem Festjahr möchten wir dazu beitragen, das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass Juden schon immer zu Deutschland gehörten und wie sie die hiesige Kultur prägten. Darüber hinaus möchten wir Interesse an den jüdischen Gemeinden und weiteren Institutionen wecken, die heute das jüdische Leben hierzulande ausmachen.

Es muss daher unser aller Ziel sein, mit dem Festjahr eine nachhaltige Wirkung zu erzielen. Ob Juden in Deutschland eine Zukunft haben, hängt in erheblichem Maße von ihrer Umgebung ab. Wendet sie sich mit Desinteresse ab und gibt Rechtspopulisten und Rechtsextremisten Raum, sich auszubreiten, dann sieht es schlecht aus für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland. Dann müssen sich aber auch die übrigen Bürger fragen, in welchem Land sie eigentlich leben wollen. ■

Das aschkenasische Judentum

Jubiläum der wechselhaften Gefühle

Das laufende Festjahr wird durchaus auch mit gemischten Gefühlen gesehen – denn Geschichte und Erfahrungen von Juden auf dem heutigen Gebiet Deutschlands sind auch von Verfolgung und Ausgrenzung geprägt, es zeigt sich aber auch eine blühende Gelehrsamkeit. **VON JULIAN-CHAIM SOUSSAN**

Das Kölner Toleranzedikt von 321 ist die erste offizielle Quelle für jüdisches Leben hierzulande – lange bevor das Gebiet Deutschland hieß. Anlass genug, an die deutsch-jüdische Geschichte zu erinnern.

Das Jubiläumsjahr 2021 offenbart Ambivalenzen: Da ist Stolz auf die erstaunlichen Errungenschaften jüdischen Wirkens auf dem Gebiet, das im Laufe der Geschichte zu Deutschland wurde. Dieses Gefühl konkurriert mit dem der Trauer und des Grauens angesichts einer von Verfolgung, Pogromen und Ausgrenzung geprägten Geschichte, die schließlich im abscheulichsten Massenmord der Geschichte gipfelt.

Man kann diese Geschichte auf viele Arten erzählen: anhand der Leidensgeschichte, der christlich-jüdischen Interaktionen, der sozialen oder rechtlichen Entwicklung im Spiegel der europäischen oder deutschen Historie. Hier soll es um die innerjüdische Wirkungsgeschichte gehen, das von Rabbinern und ihren Werken geprägte aschkenasische Judentum, zu dem sich heute weltweit die Mehrheit aller Juden und Jüdinnen zugehörig fühlt.

Der Begriff „Aschkenas“ leitet sich zunächst aus der Bibel ab, wobei es sich dort um den Urenkel Noahs, den Sohn Gomers handelt (Genesis 10,1–3). Er bezeichnet ab dem Mittelalter in rabbinischen Schriften dann den geographischen Bereich am Rhein ab dem Elsass bis Köln. Prominent sind in dem Zusammenhang auch die Städte Speyer, Worms

und Mainz zu nennen, die im Jiddischen Schpira, Warmaisa und Magenza heißen. Fügt man die Anfangsbuchstaben zusammen, ergibt sich der Name SchUM, was wiederum Knoblauch bedeutet. Im Laufe der Zeit – sowie bedingt durch Vertreibungen von Juden und auch gekoppelt an die allgemeinen Völkerwanderungen – dehnt sich der Bereich der aschkenasischen Juden von Südfrankreich bis Russland aus.

Im Gegensatz dazu steht das sefardische Judentum, abgeleitet von Sfarad (Spanien). Es verbreitet sich in Wellen und dann endgültig durch die spanische Inquisition um den Mittelmeerraum, so dass auch die nordafrikanischen und zeitweise alle aus muslimisch regierten Ländern stammenden Juden als Sefarden bezeichnet werden.

Im Judentum wird die Tora als schriftliche Weisung G'tes an den Menschen verstanden. Nach der rabbinischen Überlieferung wurden Moses auf dem Berg Sinai auch allerlei mündliche Instruktionen vom Ewigen gegeben, wie die 613 Ge- und Verbote anzuwenden seien. Als im Jahr 70 nach der Zeitrechnung der Jerusalemer Tempel zerstört wurde und etwa im Jahr nach der Niederschlagung des Bar-Kochba-Aufstands die Hoffnung auf eine baldige Souveränität im eigenen Land zunichtegemacht wurde, beschlossen die Weisen, die mündliche Tora zu verschriftlichen.

So entstand um das Jahr 200 zunächst die Mischna in Israel und schließlich

ihre Ergänzung in Babylonien, die Gemarah. Sie bilden den Talmud, eine Sammlung rabbinischer Meinungen zu allen denkbaren religiösen Themen. Hierzu brauchte es immer auch die Interpretation gelehrter Rabbinen. Die wichtigsten Rabbinen zwischen dem achten und zehnten Jahrhundert erhielten den Beinamen „Gaon“ (Riese). Sie waren in ihren jeweiligen Wirkungsstätten anerkannte Autoritäten, die neue bindende Edikte für ihre Gemeinschaft erlassen durften.

Ein aschkenasischer „Riese“

Der einzige aschkenasische „Gaon“ war *Rav Gerschom Meor haGola* (960–1028 oder 1040) aus Mainz. Der Name bedeutet Rabbiner Gerschom, Leuchte des Exils. Er erklärte nicht nur das Briefgeheimnis für bindend. Es mag auch am äußeren Einfluss gelegen haben, dass er als einer der Urväter des aschkenasischen Judentums für alle europäischen Juden die Monogamie als verpflichtend erklärte. In orientalischen Ländern war dies bis ins 19. Jahrhundert noch nicht der Fall.

Der wohl weltweit bekannteste und am häufigsten gelesenen Rabbiner ist *Raschi* (Rabbi Schimon ben Jitzchak, 1040–1105), der in Mainz und Worms lernte, lebte und lehrte. Er gilt als der berühmteste Torakommentator und wird weltweit von Hunderttausenden studiert. Der Gelehrte selbst sowie seine Schwiegersöhne und Enkel, die Tossafisten, wurden in jeder Talmudausgabe seit dem Buchdruck mit abgebildet. Dabei wird der Kommentar von Raschi jeweils auf der Innenseite, der der Tossafisten auf der Außenseite abgedruckt.

Der berühmteste Lehrer der Halacha, also der jüdischen Gesetzeslehre, war Rabbi *Jacob ben Ascher*, genannt der Baal ha-Turim (Meister der Türme), der im 13. Jahrhundert in Köln zur Welt kam. Er zog nach Spanien und schrieb eine monumentale Zusammenfassung der Gesetze aus dem Talmud, die *Arba Turim*. Sie besteht aus den alltäglichen Gesetzen, den Speise-, Trauer-, den Ehegesetzen sowie zivilen und strafrechtlichen Rechtsstreitigkeiten. Die Schrift wurde mit den Werken von Rambam und Rif zur Vorlage für das bis heute wichtigste halachische Standardwerk *Schulchan Aruch*.

Die Liste der Rabbinerdynastien reicht bis weit in die Neuzeit. Es gab Ende des 19. Jahrhunderts das Bonmot der „ABC-Rabbiner“: Auerbach, Bamberger und Carlebach – in vielen deutschen Gemeinden waren Rabbiner dieser Familien vertreten. Aus der ganzen Welt reisen heute noch Menschen zu den Gräbern von Gelehrten, die weit über die Jeschiwot, also den religiösen Schulen, hinaus studiert werden: zum Beispiel der Maharam von Rothenburg oder der Baal Schem von Michelsstadt, zu dessen Beerdigung auch die Obrigkeiten der Kirchen anwesend waren.

Neben den Bibel- und Talmudkommentaren sowie den halachischen Ausführungen kamen zwei weitere Literaturgattungen zum Tragen – deren deutsche Vertreter bis heute ebenfalls weltweit gewürdigt werden. Es sind die Gattungen der Piutim und der Kinnot. Piutim sind religiöse Dichtungen, die häufig gesungen werden. Weltweit wird beispielsweise an jedem Schabbat das „Baruch E-L Elion“ gesungen, das von *Baruch ben Schmuël* (gestorben 1221 in Mainz) gedichtet wurde. Kinnot sind Klagelieder, die vor allem zu den Trauertagen rezitiert werden. Inhaltlich verweben einige aschkenasische Kinnot die Trauer um die Zerstörung des Jerusalemer Tempels mit den häufig sehr detaillierten Beschreibungen der grausamen Pogrome in den SchUM-Städten sowie in Frankfurt, Würzburg, Augsburg und anderen Orten. Es sind literarische Schöpfungen für die Ewigkeit inmitten von Gewalt und Zerstörung.

Mit der Aufklärung und den Napoleonischen Kriegen wuchs die Hoffnung der Juden, endlich anerkannt zu werden und Bürgerrechte zu erlangen. Doch obwohl Ghettomauern die Juden nicht mehr zurückhalten konnten, waren sie noch lange nicht in der deutschen Gesellschaft angekommen: Der soziale Abstand war weit größer als abschließbare Tore eines Judenviertels. Die Ultima Ratio für viele Juden jener Zeit war der Übertritt zum Christentum als „Entréebillet zur europäischen Kultur“, wie es Heinrich Heine formulierte, der sich 1825 selbst protestantisch taufen ließ.

Die jüdischen Reformer wollten ein Judentum schaffen, das dem Deutschsein nicht widersprechen sollte: Man unterscheide sich schließlich nur durch die Religion, nicht durch Volkszugehörigkeit oder Nationalität. Aus dieser Perspektive heraus stammt auch die Bezeichnung „Deutscher mosaischen Glaubens“. Auch äußerlich passte man Synagogen und Kleidung der Rabbinen dem christlichen Umfeld an, von der Einführung der Orgel bis hin zum Talar mit Beffchen.

Das Ringen um eine angemessene Bewahrung der Tradition gekoppelt mit dem Wunsch, als Teil Deutschlands anerkannt zu werden, führte in vielen Gemeinden zu Spaltungen. Im 19. Jahrhundert wurden in Deutschland die Reformbewegung (Rabbiner *Leopold Stein*, *Abraham Geiger*), das konservative Judentum (Rabbiner *Zacharias Frankel*) und als Gegenreaktion die Neoorthodoxie gegründet. Sie machen bis heute vor allem im angelsächsischen Raum einen Großteil der jüdischen Gemeinden aus.

Der wohl berühmteste Mitbegründer der Neoorthodoxie war Rabbiner *Samson Raphael Hirsch* (1808–1888) in Frankfurt. Bereits als Landesrabbiner machte er durch seine Veröffentlichungen auf sich aufmerksam. 1851 trat er die Stelle in der



Julian-Chaim

Soussan wurde

1968 geboren und ist Rabbiner in Frankfurt sowie im Vorstandsbeirat der Orthodoxen Rabbinerkonferenz Deutschland. Soussan studierte Volkswirtschaft und Judaistik an der Universität Heidelberg, dann Judaistik an der Heidelberger Hochschule für Jüdische Studien. Er war Religionslehrer und absolvierte in Jerusalem eine Ausbildung zum Rabbiner. Dort erhielt er im Mai 2003 seine Ordination. Von 2003 bis 2011 war Soussan Gemeinderabbiner der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf und wechselte dann nach Mainz. Von dort wurde er im August 2013 nach Frankfurt berufen.

Separatgemeinde IRG (Israelitische Religionsgemeinschaft) – oder auch Kehillat Jeschurun genannt – an und sah die Stärkung der Orthodoxie in seiner Gemeinde als Lebensaufgabe. Bereits 1874 waren es 1800 Mitglieder, ein Sechstel der Frankfurter jüdischen Gemeinde.

Dem Mangel an jüdischem Wissen vor allem auch bei der Jugend könne man nur mit einem zeitgemäßen pädagogischen Programm entgegenreten, so der Rabbiner. Dabei sollten sich Tora und weltliches Wissen verbinden. Da Hirsch unter anderem von den Familien Rothschild, Oppenheimer und Goldschmidt finanziell unterstützt wurde, konnte er viele seiner Pläne umsetzen, etwa je eine Realschule für Jungen und für Mädchen. Das Curriculum umfasste sowohl religiöse als auch weltliche Bildung. Neben dem Kommentar zur Tora, zum Siddur (Gebetbuch) und zu den Sprüchen der Väter veröffentlichte Hirsch in dieser Zeit auch mehr als 400 Zeitungsartikel in dem von ihm herausgebrachten Monatsjournal „Jeschurun“. Schließlich setzte er bei den preußischen Behörden durch, eine Austrittsgemeinde gründen zu dürfen.

Öffnung in die Gesellschaft?

Hirschs Wirken beeinflusste das Judentum weltweit vor allem mit seiner Fähigkeit, den Herausforderungen seiner Zeit zu begegnen. Während manche Juden säkulares Wissen und Kultur als Alternative zur Religion verstanden und sich von dieser abwandten, sahen andere Juden darin das pure Böse, mit dem man sich gar nicht beschäftigen sollte. Für die gebildeten Traditionellen war Hirsch daher Mittler zwischen zwei Welten: säkulares Wissen als Bereicherung zu empfinden und es idealerweise zu nutzen, um die Tora noch besser zu verstehen, und zugleich den Wunsch stärkend, religiöse Gesetze einhalten zu wollen, statt sie dem Zeitgeist zu opfern.

Während Rabbiner Hirsch in Frankfurt also eine orthodoxe Austrittsgemeinde gründete, bereitete Rabbiner *Esriel Hildesheimer* seine Studenten am Berliner

Rabbinerseminar lieber durch umfassende Schulung in Religiösem und Weltlichem darauf vor, innerhalb der Einheitsgemeinde die Orthodoxie zu bewahren.

Auch wenn man die jüdische Geschichte auf unterschiedlichen Ebenen erzählen kann, sind diese gleichwohl alle miteinander verwoben. Insbesondere die Rabbiner mussten auf die jeweiligen Umstände und die religiösen Herausforderungen reagieren. Zahlreiche rabbinische Responen auf Anfragen zu Verhaltensregeln reagieren auf sich verändernde Umstände. Selbst die Reaktionen der Rabbiner auf den „Erfolg“ jüdischer Integration in die deutsche Gesellschaft schwanken zwischen Stolz und mahnender Vorsicht. Denn die Öffnung der „Judengassen“ führte durch vermehrte Interaktionen mit der nichtjüdischen Umgebung häufig zur Assimilation bis hin zur Selbstverleugnung. Erfolgreiche (ehemalige) Juden wurden zunehmend namhafte Künstler und Wissenschaftler. Die wenigen großen Bankiersfamilien und andere (erfolg-)reiche Juden setzten die jüdische Idee der Wohltätigkeit in zahlreichen Stiftungen in ihren Städten um. Kranken- und Waisenhäuser, Armenspeisungen und Universitäten wie etwa in Frankfurt wären ohne „jüdisches Geld“ nicht entstanden. Wie „deutsch“ Juden waren, lässt sich auch anhand der sogenannten Juden-zählung im Ersten Weltkrieg ablesen. Ursprünglich entsprang sie einer antisemitischen Motivation, um zu zeigen, dass Juden feiger seien und seltener für das Vaterland an die Front gingen. Sie bewies jedoch das Gegenteil: Von damals etwa 550.000 deutschen Juden hatten rund 100.000 am Krieg teilgenommen, davon etwa 78.000 an der Front. Mehr als 10.000 Juden hatten sich freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet, 19.000 waren befördert worden, 30.000 hatten Orden für besondere Tapferkeit erhalten.

Und dennoch: Schon vor der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten war der Antisemitismus allgegenwärtig. Die deutsch-jüdische Symbiose hat nie wirklich stattgefunden. Die Freude über

die Fähigkeiten jüdischer Ärzte, Anwälte, Soldaten, Physiker, Biologen, Erfinder, Geisteswissenschaftler und Sportler überlebte die Nürnberger Gesetze nicht. Die Juden in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg – vorwiegend Überlebende der Shoa und deren Nachkommen sowie später Zuwanderer aus den GUS-Staaten – begehen nun unter der Schirmherrschaft staatlicher Behörden ein Jubiläum der wechselhaften Geschichte und Gefühle. Es mag eine Chance sein, in Erinnerung zu rufen, wie erfolgreich wir auch in diesem Land waren bei der Erfüllung des Aufrufs des Propheten Jirmejahu, den er einst den Exilanten in Babylonien zugerufen hatte: „Suchet der Stadt Bestes, dahin Ich euch habe weg-führen lassen, und betet für sie zum Ewigen; denn wenn's ihr wohl geht, so geht's auch euch wohl.“

Das Jubiläumsjahr mag den Reichtum jüdischer religiöser und säkularer Errungenschaften beleuchten, es mag an zahlreiche deutsch-jüdische Freundschaften und Beziehungen erinnern. Es mag uns selbst motivieren, dieses reiche Erbe fortzuführen. Es wird aber auch die Grenzen und die immer wiederkehrende gewalttätige Umkehrung dieser Verbindung aufdecken, die Fragilität dieser Beziehung. Angesichts des neu aufkommenden Antisemitismus, angesichts der Tatsache, dass sichtbares jüdisches Leben heute polizeilich geschützt werden muss, dass es meist Mahnmale und Gedenkstätten, Stolper- und Grabsteine sind, die die jüdische Geschichte sichtbar machen, ist es sicherlich nicht an uns, beweisen zu wollen, dass wir schon immer „gute Deutsche“ waren. Es ist Aufgabe aller Deutschen, den jahrhundertalten Juden Hass zu überwinden. Vielleicht mag dem einen oder anderen die Erinnerung daran helfen, dass wir miteinander mehr erreichen können. Der beste Selbstschutz für uns Juden ist wohl, auch weiterhin daran mitzuwirken, dass es dieser Nation gut gehen möge, „denn wenn's ihr wohl geht, so geht's auch euch wohl“. Wehe uns allen, Nichtjuden wie Juden, wenn nicht! ■

Mit dem Judentum der Vergangenheit habe ich eher weniger zu tun.

Rachel, Wien